

Ercheint täglich Nachmittags mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage.

Abonnementspreis vierteljährlich für Halle und durch die Post bezogen 2 Mark.

Insertionspreis für die vierzehntägige Continuation bei deren Raum 15 Pfg.

# Halle'sches Tageblatt.

Viernundachtzigster Jahrgang.

Amliches Verordnungsblatt für die Stadt Halle.  
Im Selbstverlage des Magistrats der Stadt Halle.

Beilagegebühren 9 Mark.

Insertate für die nächstfolgende Nummer bestimmt, wozu bis 9 Uhr Vormittags, größere dagegen tags zuvor erdelt.

Insertate beständig sämtliche Annoncen-Bureau.

Nr. 29.

Sonntag, den 4. Februar.

1883.

Ausgabe- und Annahmestellen für Inserate und Abonnements bei Aug. Apelt, Leipzigstr. 8, Rob. Cohn, gr. Steinstraße 78, M. Dannenberg, Geißstraße 67, Albert Schmidt, Domplatz 8, F. W. Mathe, „Zum Güttenberg“, Mühlstraße 20c, Ludw. Kramer, Diemig.

## Für die Monate Februar und März eröffnen wir ein besonderes Abonnement zum Preise von 1 Mark 50 Pf.

Bestellungen werden bei allen Reichs-Postanstalten, in Halle in der Expedition und von unseren Boten angenommen.

### \* Der päpstliche Brief an den Papst und die römische Curie.

Das Schreiben des Kaisers Wilhelm an den Papst hat seitens der Curie bis jetzt nur eine offizielle Antwort im „Moniteur de Rome“ erfahren. Das Organ des Vatican nimmt mit überaus höflichen Worten Notiz von der Bereitwilligkeit unserer Regierung, die Waage gegen die Reichthümer durch den Landtag unterziehen zu lassen, und fügt wohlwollend bei, die Zusammenkunft der preussischen Volksvertretung sei gegenwärtig eine solche, daß die Regierung ohne Schwierigkeiten ihre Friedenspläne durchzuführen vermöge. Was die seitens des Kaisers von Papste erwarteten Zugeständnisse anbelangt, ja, darüber schweigt sich das Organ der Curie vollkommen aus. Die vatikanische Enclavation hat in bezug auf die Reichthümer einen üblen Eindruck gemacht und das ist selbstverständlich, denn nachdem der Kaiser bereits das einseitige Entgegenkommen des Staates bei Errichtung der Gesandtschaft am päpstlichen Hofe und der Wiederbelegung der erledigten Bischofsämter konstatirt, mußte man in Rom der Regierung zu, auch ihre weiteren Karten noch auszugeben, während der Vatican sein Spiel nach wie vor in Reserve hält. Unsere inspirirten Organe erklären bereits, die Curie müsse das päpstliche Schreiben absichtlich mißverstehen haben, denn ohne einen ernstlichen, entgegenkommenden Schritt des Papstes könne von weiteren Zugeständnissen nimmermehr die Rede sein. Darüber macht sich sicherlich nun auch Leo XIII. kein Hehl. Der Brief des „Mon. de Rome“ ist auch offenbar nichts weiter, als die Kundgebung des Mißverständnisses über die Verfertigung des päpstlichen Briefes gewesen, welches der Papst der Curie so ungenau kam, weil sie das selbste nicht über die wahre Ursache der Störung in den preussisch-römischen Ausgleichsverhandlungen verbreitet und den päpstlichen Hof in den Augen der katholischen Wähler des Centrums ins Unrecht setzt.

In der That, wenn die offene Sprache des Kaisers Wilhelm in Rom zunächst noch keinen Erfolg gehabt hat, in weiten katholischen Kreisen Preussens und Deutschlands war sie von durchschlagender Wirkung. Während das Berliner Central-Organ des Ultramontanismus sofort erklärte, unsere Regierung bemitleide viel, aber nicht Alles, und nicht nur die sogenannten Kampfsätze, von welchen der päpstliche Brief sprach, sondern die ganze Waagegebung müsse

vor jeder Konzeption der Curie über Bord geworfen werden, führen die kirchlichen Provinzorgane eine viel weniger herausfordernde Sprache, ja sie zeigen sich zum großen Theile über das päpstliche Schreiben geradezu verblüfft. Diese Blätter stehen eben in viel intimeren Beziehungen zu den katholischen Wählern als die „Germania“ und sie sind über die Stimmung in den Volkstheilen viel besser unterrichtet, als das Organ der parlamentarischen Interessenvertretung des Ultramontanismus in Berlin. Die friedliche Stimmung in katholischen Wählerkreisen muß sich sehr energisch kundgegeben haben, wenn sie sogar die Taktik des hartnäckigen Centrumsführers zu freuen vermochte. Herr Windthorst hat am Dienstag öffentlich das seit einigen Wochen wieder ensaltete Kampfschloß zusammengebrochen; Tags darauf sollte im Reichstage der erste seiner aggressiven kirchenpolitischen Anträge bezüglich der Aufhebung des Ausweisungsgesetzes gegen renitente Geistliche zur Verhandlung kommen und die Majorität schien demselben gesichert, wie letztes Jahr, da die Ultramontanen, Fortschrittspartei und Sezession für den Antrag stimmten; plötzlich am Schlusse der Sitzung, erhob sich am Dienstag Herr Windthorst, um mit Rücksicht auf das Schreiben des Kaisers an den Papst die Abiegung seines Antrages von der Tagesordnung zu verlangen. Der Vorgang hat nicht verfehlt, großes Aufsehen zu erregen, und man vermuthet selbstverständlich, daß die Stimmung in der katholischen Bevölkerung wohl den ersten Anlaß zu dem Rückzuge des Centrumsführers gegeben habe, daß aber vermittelnde Besinnungen aus Rom ebenfalls mit demselben in Verbindung zu bringen seien. Das Centrum hat ja in dem Grafen Prasada einen ständigen Agenten bei der Curie; es ist bei denselben ebenso vertreten wie der Staat und vielleicht wirksamer, denn Herr v. Schlager ist der Ultramontanen, einer gegnerischen Regierung, während der Ultramontane „Reichthüm“ zugleich als Vertrauensmann des Vatican für die kirchenpolitischen Angelegenheiten Preussens und Deutschlands fungirt. Welche weiteren Pläne aber die vatikanische Diplomatie auch haben mag, es kommt ihr jetzt nicht an, daß die römische Partei im Reichstage die Agitation auf die Spitze treibe, wobei die Rücksicht auf die öffentliche Meinung Deutschlands, welche das päpstliche Schreiben mit so großer Verdringung aufgenommen hat, ebenso maßgebend war, wie die Rücksicht auf die Stimmung des Kaisers, der bekanntlich von der politischen Wechselwirkung zwischen den Dispositionen des päpstlichen Hofes und der Taktik des Centrums überzeugt ist.

Die Publikation des päpstlichen Briefes wird also zunächst einen Wassentilstand zwischen dem Centrum und der Regierung zur Folge haben, aber hiezu ist die Lage noch keineswegs gefäkt, die Ausgleichsfrage um keinen

Schritt weiter ihrer Lösung entgegengeführt. Rom muß jetzt auspielen und der päpstliche Brief ist mit großer Meisterschaft so abgefaßt, daß er eine dilatorische Behandlung nicht erträgt. Das Angebot und die Gegenforderung sind genau präcisiert; gegen die Erfüllung der Angebotspflicht willigt die preussische Regierung in die Aufhebung der Kampfsätze gegen die katholische Kirche. Die Forderung verlangt viel weniger, als der römische Hof in diesen Tagen ausgedrückt hat. Der russisch-vatikanische Ausgleich bemiligt der russischen Regierung die Abiegung aller wichtigeren Verträge, von welcher sie den Vichsten bloß Mithilung zu machen hat; hier ist also eine schematische Regierung wirkliche Kirchenhoheitsrechte und sie macht den Kirchenbehörden nur die Anzeige von ihren Verfügungen; in Preußen soll umgekehrt der Episkopat nicht in seine Verwaltungsrechte eingegriffen werden, nur befaßt sich der Staat die Angelegenheit über die Ausübung der letzteren, eine äußerliche Kontrolle vor. Der Unterschied ist gewaltig; es kommt dazu, daß die kirchenpolitischen Verhältnisse in Preußen auf dem Wege der Gesetzgebung, also mit allen Garantien für die Dauer geordnet werden sollen, während in Rußland der katholischen Hierarchie eine autoritative Regierung gegenübersteht, welche das Konordat loyal vollziehen, aber auch wieder außer Kraft setzen kann, sobald ihr die kirchenpolitischen allgemeinen Politik oder innere Antriebe hierzu einen Vorwand geben. Die allgemeine Verunsicherung über die Verantwortlichkeit der Curie gerade Preußen gegenüber ist daher vollkommen begründet, ebenso wie die ungeschickte Stimmung, welche in der Umgebung des Papstes durch die Publikation des päpstlichen Briefes erzeugt worden sein soll.

Die Regierung kann auf die päpstliche Antwort warten, nachdem das päpstliche Schreiben, worauf es vorläufig ankam, in allen Volkstheilen, die katholischen nicht ausgeschlossen, die Stimmung zu Gunsten der kirchlichen Friedenspolitik gemindert hat; aber eben aus diesem Grunde kann Rom nicht warten, ohne die katholischen Interessen in Deutschland auf das Schwerste zu schädigen. Es kam unannehmbar Bedingungen stellen und dieselben möglicherweise in einer für das Gemüth der Gläubigen wirksamen Weise motiviren; es kam die Aufhebung der ganzen Waagegebung, die bedingungslose Kapitulaton des Staates verlangen wie die „Germania“, die folgen werden schließlich auf die preussischen Katholiken zurückfallen. Eine Antwort welcher Art immer ist aber die vatikanische Diplomatie auf das Schreiben des Kaisers schuldig. Die inangenehme Situation für die römische Curie, welche zu jeder Zeit nichts eifriger perhorrescirt hat, als moralische Zwangslagen, in welchen sie jede Entschließung in Nachsicht versehen muß, da durch Konzeptionen wenig zu gewinnen, durch Unbeugsamkeit Alles zu verlieren ist.

(Nachdruck verboten.)

## Frauenliebe.

Roman von R. Werlow.

(Fortsetzung.)

Denken Sie wirklich, daß Ihr Besitz ihn dafür entschädigen könnte, daß er Eltern, Heimath, Reichthum und Karriere, — denn auch seine militärische Laufbahn müßte er aufgeben, wenn sein Vater seine Hand von ihm löse, — Alles, Alles dahingeben, was er um so schmerzlicher vermissen würde, je unbedeutender er sich jobrelang in seinen Besitz hineingelehrt? Entwerfen Sie sich das Bild einer solchen Zukunft, mithin Sie selbst, ob Ihr Gatte nicht elender an Ihrer Seite sein würde, als wenn Sie jetzt aus freiem Entschlusse die Hand lösen, die Sie an ihn gefesselt haben? Er hätte mit seiner Familie zurückgeben, mit der er sonst unheilbar brechen müßte?

„Er hätte mit erschörender Deutlichkeit dies düstere Bild vor ihr entrollt. Hildegard sah vor ihm, entsetzt bleich geworden; ihre Hände hatten sich krampfhaft gefaltet.“

„Siehst du denn gar kein Mittel, jenen harten Mann zu verführen?“ flüsterte sie endlich gebrochen. „Dat er kein Mittel mit seinen Kindern?“

Der Baron suchte fähernd die Achseln. „Und was verlangt man von mir, was soll ich thun?“ fragte Hildegard mühsam.

„Ihre Liebe für Reginald wird Ihnen sagen, was Sie zu thun haben. Sie müssen ihn, sobald es möglich, verlassen und ihn zugleich die Möglichkeit nehmen, Sie wiederzufinden.“

„Ihn verlassen!“ Ihre Lippen sprachen melancholisch diese Worte nach. „Reginald, o Reginald, warum bist Du nicht hier?“

„Graf Reginald würde sich Ihrem Vorhaben widersetzen, zu seinem Unheil widerstehen, denn er würde die Folgen nicht bedenken, die ein erneuter Ungehorsam nach sich zöge. In Ihre Hand ist es gegeben, ihn davon zu bewahren oder sein Leben dauernd und für immer zu zerstören.“

Sie sah eine lange Zeit, das Gesicht in ihren Händen verbergend; als sie sich wieder zu ihm wandte, erichet er fast vor dem Ausdruck verzweifelter Entschlossenheit, der auf den jungen Jügen ruhte.

„Sie sollen nicht vergehen an mein Herz appellirt haben“, sagte sie mit tiefem klagender Stimme. „Reginald's Leben soll durch mich nicht eine Stunde lang getrübt werden; er soll es niemals bereuen dürfen, mein Loos an das seine geknüpft zu haben — ich werde gehen.“

„Ihr Entschlus ist Ihres Herzens würdig“, sagte der Baron. „Ich brauche Ihnen nicht zu versichern“, setzte er zögernd hinzu, „daß Ihr und Ihres Kindes Schicksal von dem Grafen Eberstein in ausreichender Weise wird gesichert werden.“

„Genug, Herr Baron“, ein Rest der früheren Energie belebte noch einmal die fast erstarren Züge der gequälten Frau, „ich hoffe nicht, daß Sie mich so weit erniedrigen wollen, Unterthünungen von einem Manne anzunehmen, der mir den Eintritt in sein Haus verweigerte und mir daher für alle Zeit ein Fremder sein und bleiben muß. So lange ich lebe, wird für mein Kind georgt sein; auch mein Knabe bedarf der Almosen jenes Mannes nicht. Er hat ja kein Recht auf seinen Vater“, fügte sie mit herzerweichendem Tönen hinzu, „er gehört mir, nur mir allein.“

Der Baron erhob sich, er füßte, daß seine Mission hier zu Ende sei und wünschte diese Unterredung nicht fortzusetzen.

„Und welche Bürgschaft darf ich mit mir nehmen, daß Sie Ihren Entschlus ausführen?“ fragte er; es schien ihm nicht unmöglich, daß Hildegard bei ruhiger Ueberlegung ihren Voratz bereute.

„Eine Bürgschaft?“ fragte Hildegard, sich stolz emporkrichtend. „Ist Ihnen mein Wort, ist Ihnen meine Verpfehlung nicht Bürgschaft genug, daß ich das Versprechen halten werde, das ich Ihnen gab? Ist es nicht um Reginald's, ein seitentwiltigen allein, daß ich allein, daß ich von hier gehe? O wahrlich“, eine unglückliche Bitterkeit lag in den Worten. „Sie haben Ihre Waffen lang genug gewälzt, um mich einsehen zu lassen, daß ich dem Willen meines Vaters gehorchen muß, wenn nicht er darunter leiden soll.“

„Das war eine heiße Stunde“, murmelte Baron Herbach, als er sich wieder auf dem Rückwege befand, „nie mehr in meinem Leben wollte ich mir eine Wiederholung mischen. So schön hätte ich sie mir übrigens kaum vorgestellt; — Himmel, wach ein bezauberndes Weib! Vielleicht, wenn mein eigenfinniger Herr Vater sie gesehen, er würde sich haben erweisen lassen. Es war vielleicht recht gut, daß ich die Sache in die Hand nahm, denn ich bedarf jetzt gerade dringender als je Vater Athanas' Hilfe und Unterstützung. Ich weiß, daß er weder Satz noch geizig in seiner Erkenntlichkeit ist.“

„Sagen Sie meiner Dankbarkeit versichert, wenn Sie jene Sache in einer mir erwünschten Weise beenden“, waren seine letzten Worte.

Nun, ich hoffe, besser konnte ich es nicht machen, als Reginald gänzlich von ihr befreien. Vor meinem Herrn Neffen darf ich mich übrigens vorläufig nicht blicken lassen; er wäre im Stande, mich niederzuschleichen, wie einen toten Hund, wenn er von der Geschichte erführe, sowie er wohl auch noch mit meinem Vater gründlich aneinander gerathen wird. Nun, mir kann es gleich sein, wenn nur meine Schulden bezahlt werden und Athanas auch fernhin mich nicht vergißt. — Ja, wenn es in der Welt keine Schulden gäbe!“

Mit diesem profanen Wunsche und den sich daran schließenden Betrachtungen beendet er seinen Monolog; nur flüchtige Gedanken folgten zu der unglücklichen jungen Frau zurück, die er lassen verlassen und mit seinen kalten erbornungslosen Worten bis an den Rand der Verzweiflung gebracht. Er setzte sich, in seiner Wohnung angekommen, zum Schreiben nieder, um dem Grafen ausführlichen Bericht abzufassen und ermarktete dann ungeduldig noch einige Tage, um sich zu überzeugen, ob Hildegard wirklich ihren Gatten verlassen, ob sie wirklich gehen würde, um nie wiederzukehren. So wie er ihren Charakter beurtheilte, wie die nicht zögern, ihren Entschlus auszuführen; mit klauer Menschenkenntnis hatte er an ihr Herz appellirt, an die Liebe und starke Herz, das nur einen Zweck, nur ein Streben befaß: Das Glück des Geliebten.

Er hatte sich nicht in ihr getäußt; als er am zweiten



Politische Tagesübersicht.

Salz, 3. Februar.

Ein Telegramm aus Sulda meldet der 'Triebüne', daß römischen Nachrichten zufolge der Papst den neulich publizierten Brief des Kaisers Wilhelm mit einem gleichfalls verächtlich gehaltenen Schreiben erwidert habe. Die Kommission des Abgeordnetenhauses für die Steuerentlastung beendete die erste Sitzung. Es wurde die Aufhebung der Contingentierung und der Gewährung einer Quote (3 pCt.) an die Gemeinden für Erhebung der Steuern in den beiden unteren Stufen beschlossen. Der konservative Antrag, eine Deckung durch Zuschläge auf höhere Einkommensteuern herbeizuführen, unter Beibehaltung des bannenden Steuererlasses, ward mit allen gegen die sechs konservativen Stimmen ein Antrag Einzel auf Deckung durch 25 pCt. Zuschlag zur Einkommensteuer von der sechsten Stufe ab gegen die konservativen und freikonfessionellen vier, in der zweiten dagegen nur zwei Monatsraten zu erlassen, mit 11 gegen 9 Stimmen abgelehnt. Darauf wird ein Entwurf des Referenten v. Zebilly mit 15 gegen 5 Stimmen angenommen (gegen 3 konservative und 2 fortschrittliche), wonach die zwei unteren Klassensteuern vom 2. April d. J. ab aufgehoben und drei Monatsraten der dritten bis zwölften Klassensteuern, zwei der ersten und einer der zweiten Einkommensteuerebenen außer Hebung gesetzt werden. Der dauernde Steuererlass wird aufgehoben.

Die Vorkommission beriet vorgestern Abend den Tarif der proportionalen Steuer nach dem Vorschlage des Abg. v. Webell in Verbindung mit § 6a des Webell'schen Gesetzentwurfs. Die Beratung des neu beantragten, auf dem Prinzip der Contingentierung beruhenden Vorkommissionen vom Fürsten Hagfeld wurde, wie bereits telegraphisch mitgeteilt, bis nach Durchberatung des Webell'schen Entwurfs vertagt, und zwar auf den Wunsch des Antragstellers selbst. In der Debatte wies man von verschiedenen Seiten auf die für das hiesige große Arbitragegeschäft sehr nachteilige Wirkung hin, welche bereits das jetzt in Kraft stehende Stempelabgabengesetz ausübt. Das Arbitragegeschäft und in Folge dessen die Vorkommissionen seien in harter Abnahme begriffen. Die Annahme des Webell'schen Gesetzes aber würde nicht bloß auf das Arbitragegeschäft sondern auch auf das Reporzgeschäft geradezu verhängnisvoll sein. Der Abg. Fürst Hagfeld (freikonfessionell) gab zu, er habe sich immer mehr davon überzeugt, daß Zeit- und Kapitalverluste nicht getrennt werden könnten. Endlich beschloß die Kommission mit 11 gegen 9 Stimmen den proportionalen Steuererlass (Stempel) pro Wille von 1/10 (Webell'scher Vorschlag) auf 1/20 herabzusetzen. Diese Abstimmung war wie bisher alle Abstimmungen der Kommission eine rein partiipolitische.

Die Fortschrittspartei beantragt zu dem Gesetz, betr. die Communalfiscalpflicht der Angehörigen des Reichsgebietes und der Marine; § 1 verpflichtet alle activen und nicht activen Militärpersonen u. (ausgenommen Unteroffiziere und Gemeine) gleich den Civilbeamten des Reichs zu den Communallabgaben beizutragen. § 2 bestimmt, daß dies Gesetz gleichzeitig mit der Militärpensions-Novelle in Kraft treten soll.

Wie man hört, beschäftigen die beiden dänischen Reichstagsabgeordneten, die neuerdings brennend gewordene norwegische Frage im Reichstage zum Gegenstande einer Interpellation zu machen. Die Reichsregierung dürfte hierauf eine Antwort in dem Sinne ertheilen, daß die Angelegenheit lediglich auf diplomatischem Wege behandelt und erledigt werden kann.

Der Antrag Rabl's betreffend Aufhebung des Discretivparagraphen in Elsaß-Vohringen wird erst nach Osnern im Reichstage zur Verhandlung kommen.

Der französische Senat beriet gestern den von der Kammer angenommenen Gesetzentwurf betreffend die Abänderung der gerichtlichen Eidesformel und genehmigte denselben unter wesentlichen Modifikationen. Ein Anwesender Nummer 3, wonach für jeden Geschworenen, der vor der Sitzung einen begläubigen schriftlichen Antrag stellt, die Worte „vor Gott und den Menschen“ hinzugefügt, wurde mit 151 gegen 120 Stimmen angenommen. Der Artikel, wonach die religiösen Embleme aus den Sitzungssälen entfernt werden sollen, wurde abgelehnt. — Der Gesetzentwurf gegen die Präbendaten wird heute beim Senat eingebracht werden.

Eine Beantwortung der englischen Note bezüglich Aegyptens ist bis jetzt von keiner Seite erfolgt; es gewinnt den Anschein, als solle eine direkte Beantwortung auf diese Note überhaupt nicht erfolgen; es bleibt dann Jedermann freigestellt, dies Stillschweigen nach seiner Weise zu erklären. Die Auffassung ist vielfach verbreitet, daß England mit einer zweiten Note hervortreten werde, worin es den Mächten bestimmte Vorschläge zu unterbreiten gedenkt.

Als erstes Resultat des jüngst herbeigeführten modus vivendi zwischen der Petersburger Regierung und der Kurie darf die Bestimmung eines Koadjutors mit dem Recht der Nachfolge für den griechischen Erzbischof von Mohilew, Anton Frankowski, der zugleich Metropolit der römisch-katholischen Kirche in Rußland ist, gelten. Die Wahl ist im Einverständniß mit der Kurie auf den Suffraganbischof und Verweser der Diöcese Plog in Polen, Alexander Gintowit, gefallen. Der Koadjutor wird in nächster Zeit in Petersburg erwartet, um mit der Regierung die Erledigung schon seit Jahren schwebender Angelegenheiten der katholischen Kirche zu beraten.

Die von den spanischen Cortes niedergelegte Kommission zur Prüfung des deutsch-spanischen Handelsvertrages hat eine abermalige Verlängerung desselben empfohlen und zwar auf drei Monate, also vom 15. Februar bis 15. Mai. Vor dem letzteren Termine müßte sich dann das Schicksal des Vertrages entscheiden. — Der Senat hat mit 112 gegen 22 Stimmen eine neue Formel für den parlamentarischen Eid angenommen, welche gestaltet, dem Könige Treue zu versprechen oder zu schwören.

Das türkische Ministerium hat bezüglich Lord Granvilles Note über die zukünftige Gestaltung Aegyptens ein Memorandum ausgearbeitet, welches von sämtlichen Ministern unterzeichnet, dem Sultan übergeben wurde. Bisher hat der Sultan auf diese Denkschrift eine Antwort noch nicht ertheilt; er erwartet erst die Berichte seines Agenten in Kairo, Abdril Bey, über den gegenwärtigen Stand der Dinge am Nil. Sobald Abdul Hamid sich über das Memorandum geäußert, soll die Antwort der Pforte auf die englische Note erfolgen und zugleich ein Rundschreiben an die türkischen Vertreter im Auslande gerichtet werden. Obwohl Granvilles Vorschlag im Wesentlichen beanstanden werden, bemüht sich Said Pascha doch, bei dem Sultan eine verständliche Politik England gegenüber zu vertreten.

Der österreichische Hofschreiber v. Calice hat der Pforte in einer Note neuerdings die Wiederaufnahme der Verhandlungen wegen des Eisenbahnprojektes vorgeschlagen. Gutem Vernehmen nach hätte Lord Granville erklärt, die Zulassung Rumäniens, Serbiens und Bulgariens zu der Donaufahrt werde erfolgen, sobald die Konferenz beschlossen habe, sie einzuladen. Dem türkischen Hofschreiber in London, Wulurus Pascha, ist seitens des englischen auswärtigen Amtes die Versicherung ertheilt worden, daß sich die Konferenz ausschließlich mit der Donaufahrt beschäftigen werde.

Das ägyptische Gendarmeriegesetz ist in vollständiger Aufhebung begriffen, und zwar in Folge der blutigen Zusammenstöße zwischen Gendarmen österreichischer, italienischer und arabischer Nationalität; die Schweizer haben an

diesen Kämpfen sich nicht betheiligt. — Den durch die Note Granvilles in der ägyptischen Angelegenheit ausgesprochenen Anschauungen wird russischerseits vorläufig prinzipiell zugestimmt, Detail-Erörterungen beßte man sich in Petersburg zu gegebener Zeit vor. Seitens der österreichisch-ungarischen und italienischen Regierung werden die Dinge in ähnlicher Weise aufgefaßt. Die deutsche Regierung hat die Mittheilungen entgegenkommend aufgenommen, sich nicht direct interessirt erachtet und wünscht lediglich die Uebereinstimmung der Mächte. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß die englischen Eröffnungen sympatisch aufgenommen wurden.

Deutsches Reich.

Berlin, 2. Februar.

Wie wir vernehmen, leidet S. M. der Kaiser an einer leichten Heiserkeit, die er sich wahrscheinlich bei seiner gestrigen Spazierfahrt im offenen Wagen zugezogen hat. Auf Anraten des stellvertretenden Leibarztes Dr. Reinhold verließ der Kaiser erst in vorgedachter Morgenstunde das Bett und wird zunächst das Zimmer hüten. Heute Nachmittag zwischen 2 und 3 Uhr sah man den Kaiser in dem besetzten Gesessener sitzen und Vorträge entgegennehmen.

Se. Maj. der Kaiser ließ sich heute Vormittag von den Hofmarschällen des Reichs halten und arbeitete Mittags mit dem Wirt. Gop. Rast v. Wilmsdorf. Das Diner werden der Kaiser und die Kaiserin heute allein einnehmen.

Se. Maj. der Kaiser wird dem Vernehmen nach wie alljährlich zu Anfang des Monats Februar in der nächsten Woche diejenigen Radetten sich vorstellen lassen, welche in diesem Frühjahr in die Armee eintreten. Was es heißt, hätte diese Vorstellung bereits heute Mittag im königlichen Palais stattfinden sollen, war jedoch auf allerhöchsten Befehl am Morgen wieder abgebrochen worden.

Der Kronprinz nahm heute Vormittag einige Vorträge und militärische Uebungen entgegen. Die Kronprinzessin hatte gestern Nachmittag die Fürstin Hagfeld, die Fürstin Schönau, die Prinzessin Philipp Erny und die Gräfin Benndorff, sowie später die Prinzessinnen Nadjwiltz und Anna Carolyth empfangen.

Das Leiden, an welchem der Reichstagler erkrankt ist, wird uns als Venenleiden am Beine bezeichnet, an welchem Fürst Bismarck schon öfters erkrankt war. Das Leiden ist recht schmerzhaft und absolute Ruhe zu dessen Beseitigung erforderlich. Fürst Bismarck hat übrigens seit seiner Rückkehr nach Berlin seinen Verkehr noch mehr beschränkt, als dies früher schon der Fall war.

Der persische außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister am hiesigen Hofe Fürst M. de Lamon Rhan, welcher vorgestern Nachmittag von dem Kaiser in besonderer Audienz empfangen worden war, geht morgen mit seinen Begleitern Berlin zu verlassen und sich nach London zu begeben.

Wie die 'Westf. Z.' aus Dortmund meldet, ist der Landrath Dörwag als kommissarischer Helfarbeiter in das landwirthschaftliche Ministerium berufen worden und wird seine neue Stellung am 1. April d. J. anreten.

Zur Vervollständigung eines auch von uns reproduzierten Artikels der 'Nat.-Ztg.', erhält das genannte Blatt, was es schreibt, von kompetenter Seite die Mittheilung, daß allerdings dem Herrn Professor Dr. W. Becking in Kiel und Professor Dr. Neptunus in Darmstadt zu den Kosten einer im Laufe des nächsten Winters auszuführenden Reise nach Griechenland zu geologischen Aufnahmen auf der attischen Halbinsel und eventuell in den angrenzenden Theilen der Insel Creta eine entsprechende Beihilfe bewilligt worden ist. Schon einmal von der Regierung beauftragt geologische Kartirung der Gegend von Olympia nach

Tage hinaus nach Dorf Langenheim fuhr, stand die Waldbilla verlassen.

„Die gnädige Frau ist verreist!“, antwortete auf seine Frage der alte Gärtner kurz und barsch.

„Wohin? Gott mochte es wissen! Sie war hinausgegangen in die weite, weite unbekannte Welt, in einer schlimmeren Verfassung, als damals, als sie an der Leiche ihres Vaters stand.“

Baron Herbad machte sich in dem ausgeprägten Geistes seiner Natur keine Sorgen darüber; sie hatte ja viele solche Verwandte, Freunde, zu denen sie gehen könnte; was kümmerte es ihn? Seine Mission war erfüllt; er konnte mit voller Befriedigung zu dem Grafen zurückkehren, der seiner ungeduldig barriere, er konnte mit aller Ruhe die Früchte seines Lebens ernten.

Reginald kam wenige Tage nach des Barons Abreise nach A. zurück; die Ungeduld, die ihn verzehrte, ließ ihn den trüben Stunden nachhaken wünschen, die noch bis zu seinem Wiedersehen mit Hildegard verstreichen mußten. In den letzten Tagen hatte er keine Briefe von ihr erhalten; wenn sie krank geworden wäre? — Obgleich der Abend schon dunkelte, als er nach Hause kam, war es doch sein fester Vorsatz, ungeachtet noch zu ihr zu eilen.

In seiner Wohnung kam ihm Georg, offenbar in großer Aufregung, bleich und verstört entgegen.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind, gnädiger Herr!“, sagte er aufstehend.

„Was ist geschiefen, Georg?“, rief Reginald erschrocken. „Meine Frau ist krank, — mein Sohn!“

„Nein, nein, ich weiß nur gar nicht, was ich davon denken soll; die gnädige Gräfin ist nicht mehr in der Waldbilla.“

Reginald erblickte furchtbar; die Ahnung eines Unglücks kam plötzlich mit aller Schwere über ihn.

„Was meinst Du damit? Ich verstehe Dich nicht.“

„Ich war in dieser Woche nur einmal in der Villa gewesen“, erzählte der Barock, „weil der Herr Graf seine Briefe diesmal durch den Herrn Prediger schickten. Heute ritt ich hinauf, um der Gräfin zu melden, daß der gnädige Herr Abends wiederkehrten und fand sie nicht anwesend;

das Mädchen sagte mir, sie sei verreist, wohin, wisse sie nicht.“

Reginald hörte seines Dieners Worte, ohne im Entsetztesten einen Zusammenhang dieser Sprechensbotschaft zu ahnen.

„Mein Pferd!“ befahl er mit einer Stimme, wie Georg sie noch nie von ihm gehört.

„Es heißt sei zwei Stunden gestallt; ich dachte mir, daß der Herr Graf unverzüglich hinausreiten würden.“

Wie Reginald hinausgegangen, wußte er selbst kaum; er wußte nur, als er das wohlbekannte Haus wieder vor sich sah, das so lange Zeit hindurch das Theatergeborgen, was es für ihn auf Erden gab, daß er Gewißheit haben müsse, ob jenes Schreckliche zur Wahrheit werden könne, das ihm seines Dieners Worte berichtet. In der Villa war Alles still und dunkel; als er jedoch bebend vor Ungeduld an der verschlossenen Hausthür pochte, zeigte sich Berners Gesicht an einem der Flurfenster.

„Sind Sie es, gnädiger Herr?“

„Ja doch, öfter noch Himmels Willen.“

Der Riegel wurde zurückgeschoben; hinter dem alten Manne erschien jetzt auch jenes Mädchen, das in den letzten Tagen Hildegards' Dienerin gewesen.

„Wo ist meine Frau?“ herrschte der Graf den Ueberwachten entgegen.

Werner starrte ihn an. „Ist denn die gnädige Frau nicht zu Ihnen gereist? Wir glauben es nicht anders, als sie vor einigen Tagen von ihrer Abreise sprach, aber ich wurde wieder irre daran, als ich sie so traurig sah.“

Reginald's Sinne begannen, wie im Fieberwahnsinn, sich im Kreise zu drehen; er sagte trampfhaft des alten Mannes Arm.

„Werner“, sagte er atemlos, „was wißt Ihr von Eurer Herrin? Ich bin hierhergekommen, Neugierde von Euch zu fordern. Wehe Euch, wenn ich Euch an dem Berathe theilhaftig finde, der hier ausgeübt sein muß.“

Des alten Mannes Augen füllten sich mit Thränen.

„Gnädiger Herr, ich bin frei von Schuld. Ich wußte nichts von unserer gnädigen Frau Abreise, bis sie mir eine Stunde vorher befahl, ihr einen Wagen zu befehlen, der sie zur

Wahn bringen könne. Ich glaube, sie reiste zu Ihnen und Sie alle Beide würden nun nicht mehr wiedersehen, da sie davon sprach, daß sie für immer fortginge; aber, als ich sie so weinen sah, da dachte ich, daß irgendwo in ihrer Heimath ein Unglück passiert sei und sie deshalb hinreize. Die Annemarie hat auch von einem Herrn erzählt, der einmal hier war, als ich in der Stadt Einkäufe machte und daß er vielleicht Schulb daran gewesen, daß die gnädige Frau so traurig war.“

„Ein Herr?“ fuhr Reginald auf, der wie bestürzt des alten Mannes Worten gelaßt; „wie durstet Ihr ihn hereinzulassen? Hattet Ihr nicht strengen Befehl, dieses Haus vor jedem Besuche zu schließen? War es derselbe treue Schürke, der schon einmal hier gewesen?“

„Nein, wie die Annemarie ihn bezeugt, war es ein Anderer, der mit der gnädigen Frau eine lange Unterredung gehabt.“

Der Graf wandte sich zu der Dienerin.

„Erzählen Sie mir genau, was Sie über diesen Besuch wissen.“

Das Mädchen starrte in schüchternem Weis, Bericht ab, wie der Fremde in einem Wagen von der Stadt gekommen und sich bei der Herrin habe anmelden lassen. Diese, die ihn bereits vom Fenster aus gewahrt, habe ihn anfangs nicht annehmen wollen, sei indessen durch eine Karte, die er heringebracht, endlich bestimmt worden, ihn zu sehen, und er habe lange Zeit mit der gnädigen Frau gesprochen. Bald nachdem er wieder fortgefahren, sei sie, das Mädchen, in das Zimmer gekommen, und habe die Herrin wie leblos in ihrem Sessel gefunden, so daß sie fast aufschreiend vor Schreck die Pflichten, so daß sie fast

Sie habe nur eine kurze vernehmende Antwort erhalten; die Herrin sei an dem Tage wie ausgemerzt gewesen und am nächsten Morgen habe sie ihr mitgeteilt, daß sie verreisen müsse, wohin, hatte sie nicht gesagt, daß sie verreisen würde, sondern, daß sie sich nicht mehr sehen lassen werde.

Dann habe sie selbst einen kleinen Meisterteller mit ihrem und ihres Kindes Saßens gepackt und mehrere Briefe geschrieben, und als nun Alles zur Abreise bereit gewesen und Berner schon den Wagen geholt, da sei sie noch einmal durch alle Zimmer gegangen und habe bitterlich geweint.

(Fortf. folgt.)



